

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	23 (1933)
Heft:	45
Artikel:	Die Mutterkrippe Berns
Autor:	H.S.D.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-648500

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten und darum jede andere Untersuchung dahinstellen, daß Hans aufs mal Hedwig in den Armen hielt und Hedwigs



Kinderkrippe Münzgraben Bern (Gründung 1873).

Köpfchen an seiner Brust lag, was dem Köpflein zu gefallen schien, dieweil darüber hinweg die Liebe Hansens nur so prasselte und rasselte. Und als sie gar verstummte und der vorhin so trefflich sprechende Mund heruntersank, fand er, alles wie von selbst, einen anderen Mund, und Kuss wurde mit Kuss bezahlt, in stummer, stiller, unbestritten Uebereinkunft.

Wer weiß, was noch alles geschehen wäre, denn August stand unter dem mächtigen Apfelbaum gelehnt, und dieses Mal gab ihm die uralte Schlange keine Eifersucht ein auf die beiden Leute in der Scheune, nein, sie erfand in Assoziation mit August noch einige neue „Warum? Darum!“ in Sachen August contra Räterli. Doch war um alles Böse zu vermeiden, Tante Laura auf dem Sprung. Ihrem Gemüte schwante beim Anblick Augusts unterm Apfelbaum Böses, und sie machte ihrem Herzen Lust, indem sie im Vorbeirennen August ein überzeugtes: „O du Esel!“ an den Kopf warf. Dieser junge Mann schloß sich seiner Tante, auf diese Zärtlichkeit hin an, und die Tante Laura ging in die Scheune selbst und stieß, kaum hineingetreten, einen kreischenden Schrei aus, fiel aber leider nicht in Ohnmacht, sondern schrie alsbald:

„Das schlägt dem Faß den Boden aus, aber Hedwig, aber Herr Kandidat, schämt ihr euch, alle beide, denn nicht!“

Auf diese Anrede fuhren sich Hedwig und Hans aus den Armen; so rasch und rauh wurden ihre eben gefundenen Herzen getrennt. Hedwig war geradezu verwirrt, fasste zuerst mit beiden Händen nach ihrer Frisur und schaute

sich verwundert um, und dann besann sie sich, was denn eigentlich für ein Unglück geschehen war. Und im Nu erfaßte sie die Lage, schritt auf den von einem auf den andern Fuß tretenden Hans Mantel zu, fasste seinen Arm und sagte ruhig, aber sehr bestimmt, wie das einem verwöhnten, jungen Frauenzimmerchen zu kommt:

„Tante, August und ich heiraten uns nicht.“

Tante Laura wollte darauf gerade sagen: „Na, das werden wir ja sehen“, verstummte aber einige Augenblicke ob so viel Frechheit, weshalb ihre Worte ungesprochen dahinstarben vor ihrem Dasein. Denn August eilte mit offenen Armen auf die beiden Sünder zu und jubelte:

„Also, du willst mich nicht, Hedwig?“

„Mein, August.“

„Ach, Hedwig, wie soll ich dir das danken!“

Nun griff sich Tante Laura an den Kopf, Mord und Totschlag hatte sie erwartet und nun das; die Welt war aus den Angeln gegangen. August aber redete auf die Tante ein, machte ihr seine Liebe zu Räterli begreiflich und appellierte an ihre Güte, an ihr edles Herz, daß sie doch nicht vier Menschen unglücklich machen wolle, und so wußte der aufs mal beredte August viel zu sagen. Als auch Hedwig und ganz bescheiden Hans mit vereinten Kräften als Dreibund auf die Tante einstürmten, konnte sie schließlich nichts anderes als ja sagen und sogar, um der Frechheit die Krone aufzusezen, den Fürsprech bei ihrem Bruder machen.

Doch ihre Rache nahm sie sich. Denn unter solch gewaltsam verändertem Gesichtspunkte mußte der Bauer ins Heu und Hedwig zur Bäuerin in die Küche liegen, trotz dem Protest Hedwigs, der Hunderte von Fliegen wegen, die in der Küche summten. Es nützte alles nichts, darin war die Tante unerschütterlich. Immerhin redete sie dafür beim Vater Argast ein gutes Wort, und so kam Hans Mantel in Bälde zu seiner Frau, und seine Sehnsucht war gestillt.

— Ende —

Die Mutterkrippe Berns.

Zum 60jährigen Bestehen der Münzgraben-Krippe 1873—1933.

Es ist ein lichtes Blatt im Buche der Wohlfahrtswerke, das von den Kleinen und Kleinsten spricht, deren Gedanken unter die Obhut fürsorgender Nächstenliebe gestellt ist. Auf charitativem Grundlage hatte Bern im 19. Jahrhundert weitgehende philanthropische Bestrebungen verwirklicht, die sich in der Gründung von Vereinen und Anstalten zum Wohle der Armen und Kranken äußerten. Ergriffen von der leiblichen und seelischen Not unbeaufsichtigter Kinder, deren Mütter tagsüber dem Verdienst nachgehen mußten, gründeten hilfsbereite Kinderfreunde im Jahre 1873 eine Stiftung, zu deren Gunsten sie einen Aufruf im „Intelligenzblatt“ der Stadt Bern erscheinen ließen. Die Saat war auf guten Boden gefallen! Geldmittel, Hausrat und Naturalien flossen der Stiftung so reichlich zu, daß im südlichen Edhaus des Münzgrabens, der damals noch Gerbergraben hieß, eine kleine Wohnung, zum Betrieb einer Krippe gemietet werden konnte.

Die Einweihung dieser ersten Krippe, der Mutterkrippe Berns, gestaltete sich zu einem lieblichen Festakt in den mit grünen Zweigen und Blumen geschmückten

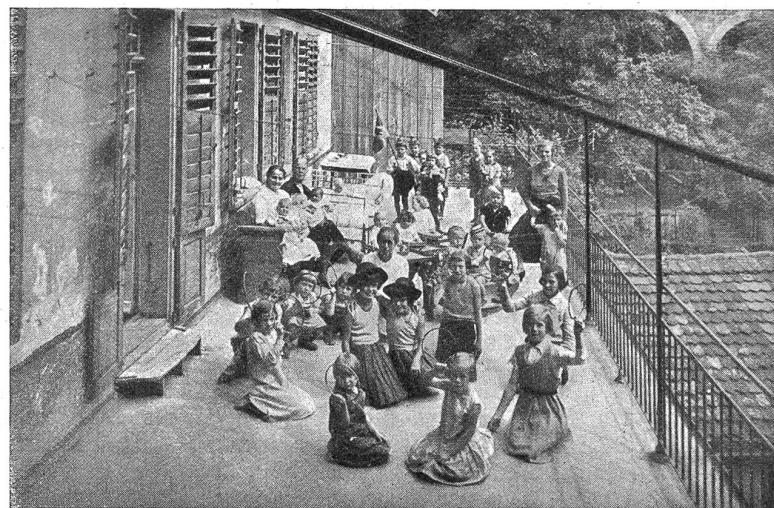
heimeligen Stuben, wobei nicht nur Pfarrherren als Patronate der Stiftung das Wort ergriffen, sondern auch die kleinen Pflegebefohlenen in den Wiegen mit kräftigen Stimmchen mitsprachen, „ohne aber wesentlich zu stören“, wie in launiger Weise der Stiftungsbericht erwähnt, „gehörte es ja doch zur Sache, denn die Kleinen waren ja eigentlich die Hauptpersonen.“

Wie glücklich war auch das Haus gewählt, das Berns erste Krippe barg und sie durch Jahre und Jahrzehnte hindurch bis auf den heutigen Tag getreulich unter seinem ländlich großen Bordach schirmte. Im Herzen der Altstadt gelegen und doch freistehend, liegt es, von allen Seiten leicht erreichbar, am schönen, sonnigen Südhang der Stadt. Ungehindert scheint die Sonne in alle Stuben und Winkel der Krippe, die sie hell und wohnlich macht und überflutet mit Wärme und Licht die große Terrasse, das Spielparadies der Größern, auf welcher im Sommer auch die Bettchen der Kleinsten stehen, vom schützenden Dach der Marquise beschattet. Den Hang hinunter und bis an den Ueberrest der alten Stadtmauer reicht der Garten, in dessen ausgedehnter Anlage die Krippenkinder sich bei frohem Spiel ergehen können.

Die Stadt krippe bewies schon im Gründungsjahr, welch großem Bedürfnis ihr segensreiches Wirken entgegen kam, da noch vor Ablauf desselben zu den bestehenden drei Zimmern ein vierter gemietet werden muste. Dazu gelangte schon bald ein Bittgesuch aus der Lorraine an das Komitee, auch im dortigen Quartier eine Krippe zu errichten, was freudig übernommen wurde. 1875 wurde die Lorrainekrippe eröffnet, welche mit der Mutterkrippe verbunden blieb, bis sie im Jahre 1918 von der Stadt Bern als Gemeindekrippe übernommen wurde. Unregend wirkte das Beispiel der Münzgrabenkrippe auch auf die andern Quartiere der Stadt, in welchen im Laufe der Jahre Krippen gegründet wurden. Bern besitzt heute deren zehn, von welchen fünf der Gemeinde gehören und fünf, darunter die Mutterkrippe, von der Gemeinde subventionierte Privatkrippen sind.

Vorbildlich bescheiden blieb die Münzgrabenkrippe dem einfachen Sinn ihrer Gründer getreu. Noch heute bewohnt sie das alte, heimelige Haus, in welchem ihr im Jahre 1920, als die Gemeinde Bern die Besitzung erwarb, die grösste und sonnigste aller Wohnungen zugewiesen wurde. Wohlbehütet ist das Werk durch das Auf und Ab der wechselnden Zeiten geglipten und hat nie Mangel gelitten. War einmal Mangel zu Gast, so leitete er über zu Beserem, Brauchbarerem, so seltsam das Klingen mag! So gab Mangel an Petrol, das früher die alleinige Beleuchtung der Krippe besorgte, den Anlaß, im Jahre 1915 das längst erwünschte Gas installieren zu lassen. Und wiederum war es Mangel, oder vielmehr zu knappe Rationierung des Gases, welche im Jahre 1918 zu der Einrichtung des sauberen, hygienischen elektrischen Lichtes führte, welches geruch- und gefahrlos seine Helle bis in die kleinsten Winkel der geräumigen Wohnung spendet.

Die Münzgrabenkrippe ist in den 6 Dezennien ihres Bestehens selten an die Öffentlichkeit getreten. In aller Stille erfüllte sie getreulich ihren Wirkungskreis. Von Stille war zwar nie viel zu bemerken, denn schon vom frühen Morgen an trippeln leichte Kinderfüschchen, von sorgenden Eltern geleitet, der Krippe zu und helle Kinderstimmen, die nur nach dem Mittagessen, wenn alle schlafen sollen, ein Stündchen verstummen, füllen mit kindlich frohem Geplauder, mit Singen und Jubeln die Räume der Krippe. Wiewiel warmes, sprudelndes Leben birgt sich hinter der klaren Sachlichkeit der Zahlenfront, die die Frequenzliste all der Jahre uns zeigt. Neben den Krippenkinder, deren



Spielende Kinder mit Pflegepersonal auf der Terrasse der Krippe.

Alter von 3 Wochen bis zu 6 Jahren festgelegt ist, kommen häufig auch ältere Geschwister und frühere Krippenkinder, um die Mahlzeiten und ihre schulfreie Zeit oder auch Ferientage in der Krippe zu verbringen. Diese Versorgung bedeutet eine große Wohltat sowohl für die Kinder als auch für ihre Mütter, welche, der Kindersorge enthoben, ihrer Arbeit nachgehen können.

In den 60 Jahren des Bestehens ist die Quelle der liebenden Fürsorge, der Hilfe und Hilfsbereitschaft nie versiegt. Brachten die Jahre auch viel mit sich, Krieg und Teuerung, Krisen und allerlei Not für Stadt und Land, so blühte geborgen und wohlversorgt die Krippe im Herzen Berns. Von ihrer Gründung an bis 1899, also während 26 Jahren, lebte die Münzgrabenkrippe ganz nur aus privaten Mitteln und dem Ertrag von Wohltätigkeitsveranstaltungen. 1906 trat sie dem Schweiz. Zentralkrippenverein bei, welcher durch seine Subventionen mehrmals ein Defizit der Jahresrechnung in ein erfreuliches Plus verwandeln half. Neben den privaten Gönnern, die der Krippe trotz vielseitiger Inanspruchnahme immer noch treu geblieben sind, haben Zünfte, Banken, Leistende und Vereine, vor allem auch Pro Juventute, die Krippe in weitherziger Weise unterstützt. Das Burgerliche Forstamt läßt alljährlich ein Klafter Buchenholz vors Haus führen und die Postdirektion spendet freundlich Freimarken. Reichlich fließen, besonders in obstrichen Jahren, die Gaben an Wintervorräten und jeweilen Jahr für Jahr für die Weihnachtsfeier, die der Krippeleitung ermöglichen, jedem unter den 60 bis 70 Kindern ein großes Weihnachtspaket, enthaltend Kleidungsstücke, Spielzeug und Lebkuchen, zu überreichen.

Neben den bereits erwähnten Donatoren, gebührt der wärmste Dank der Direktion der Sozialen Fürsorge der Stadt Bern, welche seit vielen Jahren durch Tragung des Mietzinses und stete Erhöhung des seit 1899 gewährten Gemeindebeitrages es der Münzgrabenkrippe möglich machte, durch neuzeitlich bedingte, hygienische Verbesserungen, Installationen, Gehaltserhöhungen und notwendige Anschaffungen, heute noch, 60 Jahre nach ihrer Gründung, ihre wichtige soziale Aufgabe voll und ganz erfüllen zu können.

Die Münzgrabenkrippe hat auch ihren bedeutenden Anteil daran, daß die Säuglingssterblichkeit, die nach den Erhebungen von Professor Dr. Mangold vor 50 Jahren noch jeden 5. Säugling betraf, so sehr abgenommen hat. Ferner ist sie durch Anleitung dafür besorgt, daß die Kinder auch zu Hause richtig gepflegt und ernährt werden; sie erstreckt fernerhin ihre Fürsorge auf die Mütter, an deren Not und oft so vielen Bekümmernissen sie warmen Anteil nimmt und die sie zu heben und lindern sucht.

Menschenliebe strömte aus der ersten Wiege, die von gütiger Hand im Jahre 1873 ins liebe, alte Haus im Münzgraben getragen wurde. Sie barg in sich den Gedanken des Kinderhilfswerkes, den sie zur glücklichen Tat erhob.

Ein guter Stern möge auch fernerhin leuchten über dem Haus und seiner Krippe, der Mutterkrippe Berns.

H. Sch.-D.

Auf fremder Eisenbahn.

(Von einer Reise in Lettland.)

Von Riga nordwärts rollt der plump-eilfertige Personenzug. Die schwere Lokomotive stampft, ihre langen Wagen klopfen in festem Rhythmus die Schienen auf Sand und Staub. Durch Wälder, Felder und Wiesen zieht sich der breite russische Eisenstrang, durch dürres, dürrstendes Land. Staub wirbelt neben den schmalen Fenstern vorbei, formt sich zu gewaltigen Wolken, die sich unentwegt hinter dem eilig dampfenden Zug verlieren. Matt steht die Vormittagsonne über dem endlos vorüberziehenden, ebenen Land. Eintönig ist das unablässige Rieseln von Staub an den schmalen, schräg hinausstehenden Fensterschutzkladen. Brütende Hitze, trockene Stille im halbbesetzten hohen und breiten Wagen. Stumme und schlafende Fahrgäste. Massige Laden liegen starr in der Höhe über den Sitzplätzen. Unbekannte Menschen ruhen darauf lässig ausgestreckt im Halb- und Ganzschlaf. Andere lesen Zeitungen: Lettische und russische mit fremder Schrift. Fast alles sind Bauern, tragen hohe, schwere Stiefel.

Gegen Mittag freischen die Bremsen vor Valk, der lettisch-estnischen Grenzstadt, von wo ich mein Reiseziel mit einem Nebenausbähnlein erreichen muß. Lettisch-Valk heißt der Bahnhof, und dieser Name verrät ein Stück Grenzkampf der jungen, ehemals russischen Staaten. Bei der Grenzfestlegung nach dem Weltkrieg machten Lettland wie Estland Anspruch auf diese bedeutende, völkisch gemischte Stadt. Schließlich blieb nur der eine Ausweg: halbieren. Und mitten durch die Stadt führt heute der farbige Grenzzaun, und jede Halbstadt besitzt ihren eigenen Bahnhof. Den Schalterdienst im Bahnhof versieht ein junges gewandtes Fräulein, antwortet mit größter Selbstverständlichkeit dem bunten Publikum auch in estnisch, russisch und deutsch, läßt nebenbei die lustigen Rügelchen eines flachen,

handlichen Zählrahmens hin- und herspielen, um so rasch und sicher Billette und Preise für Gepäck-Beförderungen zusammenzuzählen.

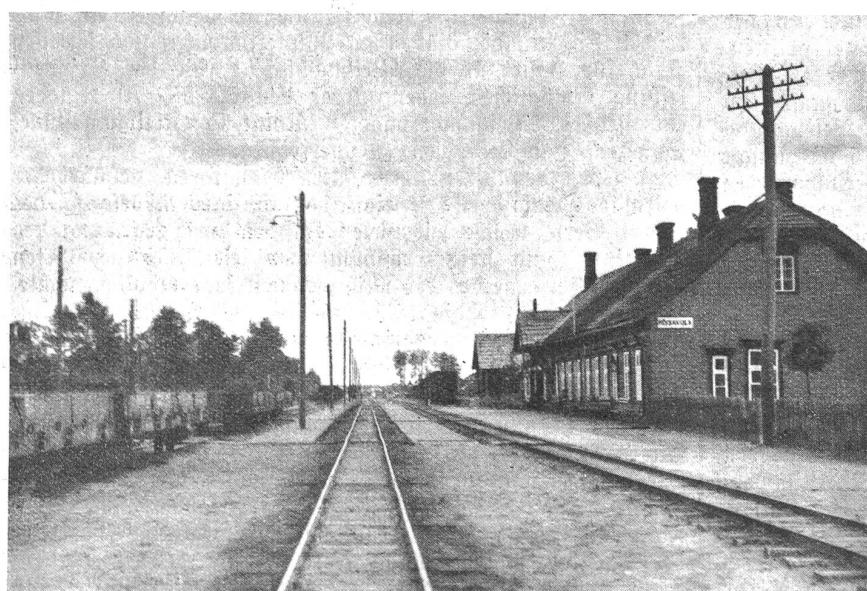
Neben dem rot-weiß-rot beflaggten Bahnhofgebäude aus Ziegelstein wartet schon das lede Bähnlein, steht gewaltig unter Dampf auf Spurweite fünfundsechzig Zentimeter. An Wiedergaben jugendlicher Bilderbücher erinnert mich seine Lokomotive, ein altertümliches Möbel, woran der riesige, trichterförmige Schornstein die Hauptsache ist. Sie, die Kaffeemühle, scheint sich ordentlich auf die große Fahrt vorzubereiten. Sie faucht und zischt und ist in großer Aufregung. Vierzig Kilometer beansprucht ich von ihr, dazu braucht sie zweieinhalb Stunden und hat noch lange nicht ihr Endziel erreicht.

Ein schriller Pfiff, dann legt sie mächtig los, frisch und frachig den Rauch von sich stoßend. Die langen, vieräugigen Wägelchen klappern blechern über die letzten Weichen hinaus in stilles Land. Dürre Wiesen ziehen dicht am Fenster vorbei, die Grillen zirpen, und heiß brennt die Sonne vom klarblauen Himmel herunter. Dann eine schwache Steigung und der schmale Schienenstrang schlüpft in einen Wald. Die Lokomotive verliert von ihrem frohen Übermut. Sie bockt, hustet und zwängt mit Mühe die polternden Wägelchen in die schattige Waldschlucht. Würzig und erquidend ist der neue Atem, der Atem der greifbar nah vorüberschlendernden Tannen und Birken. Nachher kommt wieder offenes, weites Land. Mit ungewohnt kleiner Geschwindigkeit fahren wir unermüdlich weiter. Keine heimliche Straßen, nur schlechte, ausgekarzte Landwege kreuzen hier und da die Schienen. Nirgends sieht man Automobile, nur kleine, klappige Einspanner, unter denen die staubigen Wege rauchen.

Bei einer kleinen Station gibt es kurzen Aufenthalt. Ein paar stille Bauerngehöfte, die sich aus mehreren Holzgebäuden zusammensehen, umrahmen das einfache Stationshaus. Eine große Petrollaterne steht schief an der Bretterwand neben dem niedrigen Eingang. Ein Stationsarbeiter rauscht mit nadten Füßen durch den Staub zum Gepäckwagen, um Güter auszuladen. Auf einem weiten ausgekarnten Platz neben dem Geleise steht ungeduldig ein Pferd mit fühlern, malerischen Krummholz hinter dem Kopf und kleinem, einfachen Holzwagen. Ein heimkehrender Bauer mit Stiefeln und dunkler Schildmütze übernimmt das Fahrzeug und klappt eilig davon, weithin von Staubwolken verfolgt. Weit in der Runde wogt stilles, ebenes Land in hunder Harmonie: goldene Getreidefelder, hellbraune Flächen, trocken grüne Wiesen, leichter Wellengang ferner, dunkelblauer Wälder. Darin wie verankerte Schiffe verzielt liegende Gehöfte.

Das Bähnlein klopft weiter. Ab und zu zeigt das Geleise seine Schwächen, und die Wagen schaukeln hin und her, als wollten sie ihren lebendigen Inhalt nach rechts und links in den Graben schmeißen. Dann heult die Lokomotive wieder los, daß ihr dabei kein Ozeandampfer nachläme. Grund: Eine dunkelbraune Kuh suchte friedlich ihr Futter auf dem Geleise. Plump hüpfte sie zur still grasenden Herde zurück.

Ich setze mich in die Wagenede, entzünde eine Zigarette. Wird wohl Raucherabteil sein, Aschenbecher sind ja vorhanden und etwas einzuwenden hat auch niemand, nicht einmal der korrekte Herr gegenüber mit der Brille, von dem ich wetten würde, daß es ein Schulmeister ist. Bald darauf kommt der Schaffner, macht Halt und spricht für mich unverständliche Worte.



Abend in Möisaküla (Lettland), Endbahnhof der geschilderten „Nebenbahn“.